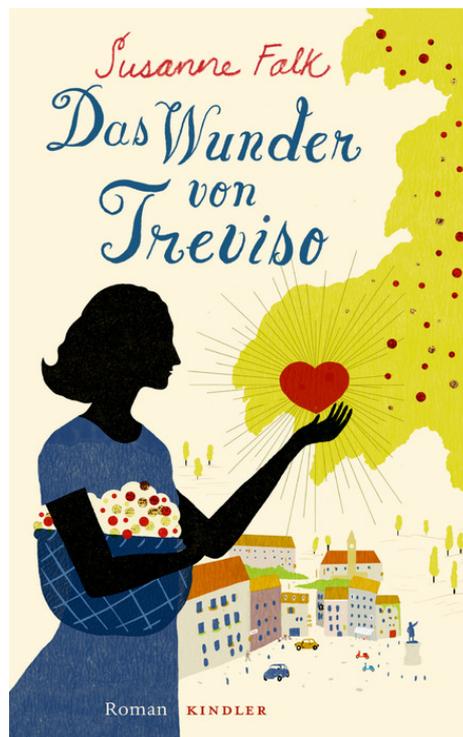


Leseprobe aus:

Susanne Falk

Das Wunder von Treviso



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Copyright © 2011 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Susanne Falk

Das Wunder von Treviso

Roman

Kindler

1. Auflage Juli 2011
Copyright © 2011 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Satz aus der Caslon 540 PostScript (InDesign)
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978 3 463 40600 8

Prolog

«Maria, Antonio! Benehmt euch!» Nonna Cristina war ungehalten. Die Enkelkinder, acht und zwölf Jahre alt, hatten einfach keinen Sinn für gute Manieren. Christina musste mal ein ernstes Wort mit ihrer Tochter reden. Man konnte doch die eigenen Kinder nicht so verbauern lassen! «Putzt euch die Nase, setzt euch gerade hin und haltet endlich den Mund. Antonio, zwick deine Schwester nicht immerzu in den Arm. Und du, Maria, unterlass es bitte, deinem Bruder die Zunge rauszustrecken. Himmelherrgottnocheinmal!»

Nonna Cristina konnte wirklich böse werden, wenn ihre Versuche, den Kindern Kultur beizubringen, von irgendjemandem torpediert wurden, besonders von den Kindern selbst.

Die kleine Maria schaute sich um. Die Lüster imponierten ihr, sie tauchten das Opernhaus in einen feierlichen Glanz, wie sie ihn sonst nur aus der Kirche kannte. «Schau, Antonio», sie stupste ihren Bruder an, «wie in der Kirche!» Sie deutete nach oben.

«Quatsch, in der Kirche ist es viel dunkler. Und ruhiger. Und kühler ist es dort zum Glück auch.» Er wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn. Sein neuer schwarzer Anzug, den die Nonna eigens für

den Opernbesuch hatte anfertigen lassen, war eigentlich viel zu warm für diese Jahreszeit. Neidisch blickte er auf seine Schwester, die es in ihrem weißen Rüschenkleid weitaus luftiger hatte. Ihm war schon langweilig, bevor die Vorstellung überhaupt begonnen hatte. Maria dagegen konnte sich gar nicht sattsehen an den Tapeten und den feingekleideten Menschen um sie herum. Aufgeregt rutschte sie auf ihrem Sitz hin und her.

«Musst du noch einmal Pipi?», fragte Nonna Cristina mit einem Seitenblick auf Maria.

«Nein, Nonna.»

«Also Kinder, die Oper heißt ‹Der Barbier von Sevilla›. Es geht um einen verliebten Grafen, der mit allerlei Tricks die schöne ... Antonio, sitz gerade! Und mach in der Oper keine Blasen. Wo hast du überhaupt den Kaugummi her? Seid brav, dann bekommt ihr in der Pause eine Limonade.»

In dem Augenblick hob sich der Vorhang, ging das Licht im Zuschauerraum aus, und Maria vergaß, dass ihre Schuhe drückten, ihre Unterhose kratzte. Sie bemerkte nicht einmal, wie Antonio versuchte, ihren Haarzopf mit seinem Kaugummi am Sitz festzukleben, was Nonna Cristina aber zum Glück noch rechtzeitig zu verhindern wusste. In den Auftrittssaplaus des Dirigenten mischte sich der Klaps von Nonnas Hand auf Antonios Hinterkopf, der daraufhin auf seinem Sitz zusammensank, um binnen der nächsten fünf Minuten friedlich einzuschlafen.

Maria dagegen verfolgte die Oper so gebannt, dass

Nonna Cristina sie in der Mitte des ersten Akts kurz selbst in den Arm zwickte, um sie vorsichtshalber ans Atmen zu erinnern.

In der Pause sogen die Kinder ihre Limonade derartig schnell ein, als ginge es um ihr Leben, wurden noch rasch der Vorsicht halber aufs Klo gehetzt, ging Antonio auf dem Weg von der Herrentoilette zum Parkett kurzzeitig verloren und schwor sich Nonna Cristina, den nächsten Ausflug lieber in eine Konditorei zu unternehmen, wenn nicht ... ja, wenn sie nicht bei ihrer Enkelin eine so unbändige Begeisterung gespürt hätte, die ihr das Gefühl tiefster Selbstzufriedenheit verlieh. Wenigstens einer ihrer Nachkommen war kein Barbar! Bei dem Jungen schien ohnehin schon alles verloren.

Nach der Vorstellung beugte sich Nonna Cristina, die trotz ihrer dreiundsiebzig Jahre eine großgewachsene, aufrechte Statur besaß, tief zu Maria hinunter und fragte sie pflichtgemäß: «Maria, Schätzchen, wie hat es dir denn gefallen?»

«Es war großartig, Nonna.»

«Und was hat dir am besten gefallen?»

«Der Figaro, Nonna. Den fand ich toll.»

Verärgert nahm Nonna Cristina die Kinder bei der Hand und schleifte sie schimpfend hinter sich her: «Dreitausend Lire für die Karten, nur um einmal im Leben Giuseppe di Stefano als Graf Almaviva zu sehen, und wen findet das Kind toll? Den Friseur! Was für eine proletarische Brut ist da nur aus meinem Schoß gekrochen?»

Antonio war zufrieden. Er hatte es letztlich doch noch geschafft, den Kaugummi in Marias Haar zu platzieren. Und so kam es, dass Maria als Folge dieses Abends zum ersten Mal in ihrem Leben einen Friseursalon betrat. Hinterher berichtete der Friseur ihrer Großmutter, das Kind habe ihn während der kurzen Prozedur des Haarschneidens immerzu aufmerksam angesehen und ihn am Ende gefragt, ob er auch schon mal einem Grafen die Haare geschnitten habe. Was sage man dazu?

«Ja, in der Tat, was soll man dazu sagen», antwortete Nonna Cristina und war insgeheim doch sehr froh, dass sie das Kind nicht in eine Aufführung von «La Traviata» mitgenommen hatte. Wer weiß, welche Auswirkungen das gehabt hätte, wenn das Kind schon den Verführungskünsten eines einfachen Barbiers erlag?

Erster Teil

I

In der Gemeinde von Treviso pflegte man viele Weisheiten. Eine davon war diese: Gott sieht alles, nur Treviso hat er noch nie bemerkt. Und in der Tat war es nur auf sehr detaillierten Landkarten verzeichnet. Im Gegensatz zur gleichnamigen Stadt in Venetien hatte dieses Treviso nichts Touristisches an sich, jedenfalls nicht mehr als jeder andere kleine Ort in der Umgebung auch.

Man führte ein ruhiges Leben in Treviso, geprägt von Arbeit und Langeweile und den wenigen Pausen zwischen Arbeit und Langeweile, die man mit Essen füllte. Der Ort hatte ganze 1377 freundliche Einwohner und ausnehmend unspektakuläre fünfzehneinhalb Meter lange Überreste einer alten Römerstraße vorzuweisen. Daneben gab es ein einziges Lokal, nämlich die Trattoria von Massimo, der neben dem Hauptgeschäft auch einen kleinen Eissalon unterhielt und bei Bedarf Festtagstorten verkaufte. Und es gab den Friseurladen von Luigi, der zwar altmodisch, aber bei den Einwohnern sehr beliebt war. Das kleine Postamt war fast immer geschlossen, und die schlechtsortierte Enoteca umging man besser weitläufig, bevor man auf die Idee kam, dort so etwas wie Wein zu erwerben.

Treviso hatte eine Grundschule, ein winziges Rathaus, eine spätgotische Kirche, und bis letzten Monat gab es hier auch ein Blumengeschäft, das nun geschlossen war. Das eigentliche Herzstück des Ortes aber war der Supermarkt von Vito Corrisi, der alles verkaufte, was man brauchte – oder auch nicht brauchte. Dazu zählten neben Lebensmitteln sämtliche Drogerieartikel, Schuhe, Schreibwaren, Lampenschirme sowie eine Sammlung von abgelaufenen Kalendern mit niedlichen Hunde- und Kätzchenmotiven, Rennwagen, Jesus Christus und Johnny Depp. Und es war jeden Samstag Markttag auf dem Campo. So gesehen hatte man beinahe alles vor Ort, worüber vor allem die alten Leute sehr froh waren. Junge Menschen gab es nur wenige. Man war zufrieden in Treviso, glücklich war man selten.

Dagegen war das Nachbardorf Castello della Libertà einst zu zweifelhaftem Ruhm gelangt und weit über den Landstrich hinaus bekanntgeworden. Nicht, dass Gott es bemerkt hätte, nein, viel wichtiger: Der leibhaftige Duce war eines Tages hier durchgekommen, hatte während seines Aufenthaltes drei Gläser Milch getrunken und den Ort auf seinen heutigen Namen umgetauft. In der Tat war Castello della Libertà das einzige Dorf in der Provinz, das seinen Namen aus der Zeit des Faschismus behalten hatte, denn der ließ sich grandios vermarkten. In Castello gab es nicht nur immer noch ein Hotel mit dem Namen «Il Duce», sondern auch eine Bäckerei «Da Benito», die als Spezialität des Hauses eine kuppelförmige Torte verkaufte, welche der

einst so berühmten Glatze Mussolinis nachempfunden war. Und im Rathaus von Castello della Libertà hatte man eine Plakette zu Ehren der Kuh angebracht, deren Milch dem abstinenten Duce so gut geschmeckt hatte.

Castello della Libertà konnte also eine touristische Attraktion vorweisen, Treviso dagegen nicht – ein Umstand, der sich in naher Zukunft ändern sollte.

2

Die Sonne schien, und es war bereits jetzt, an einem gewöhnlichen Dienstagvormittag, schon heißer, als es in der Vorhölle je sein konnte. Das war Treviso im August. Don Antonio, der Pfarrer des Ortes, legte die Hacke beiseite, mit der er in der trockenen Erde seines nahezu vollständig verdorrten Kräutergartens herumgestochert hatte, und blickte auf. Der Kirchturm von Santa Maria degli Angeli lag ostwärts im Morgendunst, rechts daneben zog sich die Mauer des ehemaligen Klosteranwesens einige Meter bis zu den drei großen Zypressen, die direkt am Rand der Hauptstraße standen und von den Abgasen der Autos und Motorräder schon recht schütter geworden waren. Die mittlere würde er wohl im Herbst fallen lassen müssen. Bloß von wem? Der Küster war erst vor drei Wochen an der Hitze gestorben, Gott hab ihn ... und seine Haushälterin, Rosa, hatte er mit fünfundsiebzig Jahren in die Pension ent-

lassen müssen, als das Sozialamt vorstellig geworden war und sie für arbeitsunfähig erklärt hatte. Rosa hatte geschimpft und gebrüllt, der Beamte solle seinen fetten Hintern vom Kirchengrund bewegen und sie in Ruhe lassen. Dabei schlug sie ihn fast mit ihrer medizinischen Krücke, die sie seit der zweiten Hüftoperation ständig bei sich trug – und Don Antonio hatte begriffen, dass er fortan allein die Pfarrei führen musste.

Der Schweiß rann ihm von der Stirn. Eigentlich hätte er mit siebenundsechzig Jahren auch Anspruch auf einen Platz in irgendeinem Kloster gehabt, wo er sich zur Ruhe setzen konnte, aber er bevorzugte das Leben als aktiver Geistlicher und gedachte, dieses auch bis ins hohe Alter hinein weiterzuführen, solange man ihn ließ.

Der Pater ging zurück zum Pfarrhaus, das an die Kirche Santa Maria anschloss, um zu pinkeln. Er wurde nicht jünger, und der viele Wein, den er beim gestrigen Treffen mit Don Cristobaldo getrunken hatte, tat weder seinen Organen noch seinem Ruf gut. Er würde zur heutigen Buße eine halbe Stunde betend im Altarraum zubringen. Oder er würde die Altarlüster putzen. Ja, das würde er tun, denn die Lüster hatten es wahrhaftig nötig.

Das Telefon klingelte. Don Antonio wartete, ob es wohl von selbst aufhören würde. Vierzehn, fünfzehn ... nein, es half nichts.

«Pronto?»

Zur selben Zeit in demselben Ort tauchte der Friseur Luigi sein Cornetto in den morgendlichen Cappuccino und dachte nach. Der Laden ging schlecht, die Kundschaft starb langsam aus, und er ermüdete, wenn er die dritte Dauerwelle des Tages auf dem Kopf einer Neunzigjährigen richten musste. Zwar war sein Laden immer noch der Umschlagplatz allen Klatsches und Tratsches, aber was gab es in einem so kleinen Dorf schon zu erzählen? Die Tochter von Massimo hatte wieder geheiratet, drüben in Castello della Libertà, und war nun das zweite Mal schwanger. Die Scheidung war ohne großes Aufsehen über die Bühne gegangen, man hatte sich gegenseitig betrogen, und letztlich war die Trennung in friedlichen und polygamen Bahnen verlaufen. Was also gab es dazu noch groß zu sagen? Menschen wurden geboren, wurden erwachsen, heirateten, kriegten Kinder, und irgendwann starben sie wieder.

Luigi fühlte sich elend. Um dreizehn Uhr dreißig würde er, wie jeden Mittag, seinen Laden schließen und in die Trattoria hinübergehen, um dort eine Kleinigkeit zu essen. Dann würde er die *Repubblica* aufschlagen und sich über die Regierung ärgern, sein Blutdruck würde in die Höhe schnellen. Massimo, der Besitzer der Trattoria, würde sagen, er solle sich nicht immer so aufregen. Und dann würde Luigi zurück in seinen Friseursalon spazieren und weiter auf Kundschaft warten.

Luigis Frau war vor drei Jahren gestorben, und seit-

dem war er an manchen Tagen mehr als nur ein wenig einsam. Chiara fehlte ihm, sie fehlte ihm so sehr, dass er nachts das Betttuch an sich drückte, um sich überhaupt an irgendetwas festhalten zu können, und weinte still und ohne Tränen.

Wenn Luigi morgens den Friseursalon betrat, dann roch er, was er seit Jahrzehnten gerochen hatte: Haarspray der Marke Evolvia, Shampoo und Schaumfestiger, Haarwasser für die Männer. Für die Kinder hatte er einen Plastikeimer mit Lutschern auf der Anrichte stehen, neben dem kleinen Elefanten, einer Karussellfigur, auf dem die Kinder saßen, wenn er ihnen die Haare schnitt. Der Elefant roch leicht nach Möbelpolitur und der Fußboden nach dem antibakteriellen Zeug, das ihn seine Schwester nötigte zu kaufen.

Jetzt saß Luigi auf einem der drei roten, gepolsterten Kunstledersessel, seufzte tief und starrte auf die heruntergelassenen Jalousien. Er stand auf, trug die Cappuccinotasse in die kleine Küche, die sich hinten an den Laden anschloss, wischte die Krümel des Cornettos vom Tisch, fuhr sich mit der rechten Hand zweimal über den Kopf und ging dann nach draußen, um seinen Laden zu öffnen.

«Pronto?»

«Don Antonio?»

«Si?»

«Hier spricht Mario, Mario Fratelli.»

Heilige Muttergottes, der Bürgermeister!, dachte Don Antonio. Der hat mir gerade noch gefehlt!

«Don Antonio? Hören Sie mich?»

«Äh ... was gibt es?»

«Ich wollte mit Ihnen über die Hochzeit meines Sohnes sprechen.» Piero, der Sohn des Bürgermeisters, hatte vor, in drei Wochen die äußerst reizende Luisa zu ehelichen, eine Nichte Don Antonios. Der Pater konnte weiß Gott nicht verstehen, was Luisa an diesem Aufschneider fand. Aber bitte.

«Was ist mit der Hochzeit?»

«Nun, Pater, ich weiß, dass ich Sie mit derlei weltlichen Dingen eigentlich nicht behelligen sollte, aber ich wollte doch noch einmal über die Dekoration mit Ihnen reden.»

Die Kirche war seit Jahren in finanziellen Schwierigkeiten, denn eigentlich hätte die Pfarrei mit dem Pensionsantritt Don Antonios in eine teilbesetzte Stellung übergehen sollen, das heißt, drei Gemeinden hätten sich einen einzigen Pfarrer geteilt, der im Turnus die Gottesdienste abhielt. Doch Don Antonio dachte nun einmal nicht daran abzutreten, und so war für die Altargestaltung schon seit Jahren kein Geld mehr da, und der

Blumenschmuck musste von den Familienangehörigen selbst bezahlt werden. Der Bürgermeister aber galt als einer der geizigsten Menschen im Umkreis von hundert Kilometern und würde ganz sicher versuchen, sich vor den Kosten zu drücken. Don Antonio gab den Unwissenden.

«Was ist mit der Dekoration?»

«Nun, Pater, ich erwarte mir etwas mit viel ... Flair!», sagte der Bürgermeister.

Über das Wort hat er sich sicherlich eine halbe Stunde den Kopf zerbrochen, dachte Don Antonio. «Hm.»

«Sehen Sie? Wir verstehen uns! Wusste ich's doch gleich, dass Sie Ihre Nichte nicht im Stich lassen. Ich danke Ihnen, Pater. Ciao.»

«Ciao ...», sagte auch Don Antonio und fügte in Gedanken «Du geiziger Hurensohn» hinzu. Und weil er ein braver Mann war, betete er drei Vaterunser für seine fehlende Nächstenliebe.

5

Eine Viertelstunde nachdem Luigi, der Friseur, seinen Laden geöffnet hatte, war es bereits so heiß, dass ihm der Schweiß von der Stirn rann. Sein ohnehin nicht mehr ganz sauberer Kittel in hellem Grauton färbte sich mit dunklen Schweißflecken unter den Achseln. Er war einfach zu alt für diese Arbeit. Und zu alt für dieses Wetter.

Nach langem Überlegen fasste Luigi einen Entschluss: Er würde den Laden heute nicht öffnen. Also machte er sich auf die Suche nach einem Stück Papier und einem Stift und schrieb dann in großen, roten Blockbuchstaben: HEUTE WEGEN HITZE GESCHLOSSEN. Es würde ohnehin kaum jemand kommen.

Luigi legte den Kittel ab, zog sein blaues kariertes Hemd über, ließ das fahrbare Waschbecken mitsamt den daran baumelnden Kitteln und Scheren einfach mitten im Raum stehen, marschierte hinaus und schloss den Laden zu. Er würde sich besser gleich an einen kühlen Ort begeben, wo man ein bisschen über das Wetter plaudern konnte. Massimos Bar hatte eine Klimaanlage. Ja, das würde er tun: Er würde sich dort ein schönes kühles Glas Limonade gönnen.

Kaum hatte er sich auf den Weg gemacht, begann er sich etwas besser zu fühlen. Die Aussicht auf ein Gespräch mit Massimo und den anderen Männern hellte seine Stimmung auf. Sicher, er unterhielt sich auch mit seinen Kundinnen viel und manchmal auch sehr gern, nur drehten sich die Gespräche dann in der Regel um Themen wie: Was machen die Kinder, wie geht es der Nachbarin, dem Hund, der Katze, dem Vogel, den Krampfadern usw. Seine männlichen Kunden ließen sich binnen fünf Minuten den Nacken ausrasieren, stürzten einen Kaffee hinunter und schimpften über Fußball, um dann seinen Laden wieder fluchtartig zu verlassen. Und bei den Dorfkindern drehte sich nahezu alles um Superhelden und singende Teenagerstars.

Alles in allem waren es schöne Gespräche, aber sie verliefen doch meist sehr einseitig. Die anderen erzählten, er hörte zu. Heute war ganz einfach der Punkt erreicht, an dem ihn jede weitere Diskussion über Krampfadern und Superhelden aus der Fassung bringen würde.

Luigi bog um die Ecke von Vitos Supermercato, als er plötzlich in eine wilde Schießerei geriet. Er wurde am Arm und an der Brust getroffen. Ein Feuerwerk an Melonenkernen war von der angrenzenden Mauer zum Supermarkt auf ihn herabgeprasselt, und als er nach oben blickte, gewahrte er drei sieben- bis achtjährige Jungen und eine halbe Wassermelone.

«Scusa!», riefen die Kinder ihm zu. «Wir entern gerade die Black Perl.» Sie deuteten auf einen großen Stein, der an der gegenüberliegenden Straßenseite lag.

«Aha ...», sagte Luigi und war bereits im Begriff, den Kindern bessere Manieren an den Hals zu wünschen, als es ihn überkam und er sie fragte: «Und, wie steht es?»

«Nicht so gut», sagte der Junge, der in der Mitte saß, «uns geht bald die Munition aus. Und Luca spuckt immer daneben.»

«Kommt runter, ich zeig euch, wie ihr eure Trefferquote erhöht.»

Wenig später betrat Luigi die örtliche Trattoria mit dem leichtfüßigen Gang eines Piraten, der gerade erfolgreich Beute gemacht hatte.

Don Antonio saß im Pfarrhaus in seinem Sessel und dachte angestrengt nach. Er wunderte sich, wieso sein Kopf nicht schon rauchte, so angestrengt dachte er nach. Seit einer Stunde marterte er sein Gehirn, und diese Marter, so kam es ihm vor, war in ihrem Ausmaß beinahe ebenso peinigend wie die des Herrn selbst.

Don Antonio hatte heute Morgen etwas Unerhörtes in der Zeitung gelesen. Man hatte in der *Repubblica* von einem Dorf in den Anden berichtet. Es war nur eine kleine Notiz, aber sie ging ihm nicht mehr aus dem Kopf.

Im hochgelegenen Partispolo hat sich unlängst ein Wunder ereignet. Die Madonnenstatue in einem Herrgottswinkel, irgendwo an einem Bergpfad in der Höhe von 3755 m gelegen, hat begonnen, milchige Tränen zu weinen. Dieses Phänomen wurde dem Vatikan zugetragen, dessen offizielle Stellungnahme wie folgt lautete: «Ein Wunder Gottes wird uns wieder einmal zuteil durch der Jungfrau heiligen Schmerz, der unendlich ist wie die Liebe zu ihrem getöteten Sohn, dem Sohn Gottes.» Um das Kunstwerk zu erhalten, bittet der Vatikan im Namen der Gemeinde Partispolo um Spenden auf das Konto ...

Und nun verdienten sich diese Andenbewohner dumm und dämlich an den Sakraltouristen, die sogar in Bussen dorthin gebracht wurden! Massen von kaufkräftigen und

spendenfreudigen Touristen trotteten durch die Anden, um das Wunder der weinenden Madonna von Partispolo auf sich wirken zu lassen. Tausende von Devisenbringern, von denen nicht einer nach Treviso kam.

Don Antonio richtete sich in seinem Sessel auf. Genau das war das Problem: Sie kamen nicht nach Treviso. Und plötzlich wusste Don Antonio auch, warum dies so war und was man tun musste, um es zu ändern.

7

Niemand außer Don Antonio konnte später sagen, wann und wie die Idee in seinem Kopf Gestalt angenommen hatte. Aber eines war klar: Wunder geschehen auf viele Arten. Manche sind so zufällig wie die Entdeckung des Penicillins, andere sind quasi handgemacht wie die sieben Weltwunder, und wieder andere sind nur als Idee wunderbar, es hapert allerdings ein wenig an der Ausführung.

Nachdem der Pater die Tragweite seines Einfalls erfasst hatte, begann er, unruhig im Raum auf und ab zu gehen. Immer mehr junge Leute zogen aus Treviso fort, weil sie keine Arbeit fanden, und ein Geschäft nach dem anderen hatte schließen müssen. Trauriger Höhepunkt des Ganzen war das Ende des Blumengeschäfts von Ernesto Brasini im letzten Monat gewesen. Ernesto hatte keinen Sinn mehr in der Weiterführung seines

Ladens gesehen, denn er war bereits neunundsechzig Jahre alt, und ein Nachfolger war nicht in Sicht. Der Laden ging ohnehin schlecht und warf schon seit Jahren nicht mehr viel ab, die Leute hatten einfach kein Geld für Blumen. Nun mussten die Rosen für den Altar immer aus Castello della Libertà bezogen werden, und was das kostete, musste man ja niemandem sagen. Don Antonio stöhnte bei dem Gedanken, dass er den Blumenschmuck für die Hochzeit seiner Nichte bezahlen sollte. Dieser Hund von Bürgermeister wusste genau, was für Preise der Blumenladen in Castello nahm.

Aber was würde geschehen, wenn sich Treviso zum Touristenmagneten entwickelte? Natürlich! Die Gläubigen würden Opfer darbringen wollen, Blumenopfer. Und wer würde die Blumen dafür liefern? Nicht etwa der überteuerte Laden im Dorf der ewigen Mussolinianhänger, nein, ein Laden aus Treviso würde es sein. Vielleicht würde Ernesto doch noch einen Nachfolger finden. Das gäbe mindestens zwei neue Arbeitsplätze hier im Dorf! Und erst die Übernachtungen und die Verköstigung der Pilger, was würden die nicht für Einnahmen bringen? Wenn erst einmal Geld ins Dorf käme, dann kämen auch die Bewohner zurück und damit viele einheimische Gläubige, die neben den Touristen natürlich auch geistlichen Beistand benötigen würden. Und wer würde ihnen diesen gewähren?

Halt!, dachte Don Antonio. Hier spricht der Teufel aus dir! Der Mammon versucht dich! Widerstehe, widerstehe, Antonio!

Doch wie immer, wenn sich eine Idee im Kopf festsetzt, steckt sie den ganzen Geist an, und man kann nicht mehr davon lassen, bis man letztlich doch auf die glühende Herdplatte fasst.